

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

11. Mittwoch, am 7. Februar 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Amōna oder das sicherste Mittel, den weiblichen Körper für seine naturgemäße Bestimmung zu bilden und zu kräftigen, nach den Grundsätzen der Anatomie und Aesthetik und durch 86 Figuren erläutert für Aeltern und Erzieher, welchen das Wohl der Jugend wahrhaft am Herzen liegt, von Dr. F. A. E. Werner, Lieutenant an der Königl. Sächs. Armee etc. Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung, 1837. 101 S. 8.

Sehr passend und wahr ist das auf Bl. 47 gewählte Motto: „Der schönste Stern, die reinste Probe, das glänzendste Juwel im Kranze des Lebens, bleibt ewig die echte Weiblichkeit, wenn Geist, Schönheit und Grazie sie zieren.“

Der Herr Verfasser oben angezeigter Schrift hat in seinen nützlichen Werken redlich für Erfüllung jenes Motto's gesorgt; daher beherzige und befolge man seine Vorschriften, welches man gethan zu haben, gewiß nie bereuen wird, und daher kann er auch, wie B. 69 in der angeführten Schrift geschehen, mit Fug und Recht sagen: „Nicht Schönheit und Reichthum, nicht Jugend erlangen im Augenblicke des Erscheinens durch's ganze Weltall so bleibend die Herrschaft, als Anmuth, entbehrte sie auch alles Schmucks.“

Wer sich irgend im Reiche der Wissenschaften ein Fach, wie z. B. Winkelmann die Kunst, Lavater die Physiognomik, Gall die Schädellehre u. a., irgend einen Zweig mit Lust und Liebe wählt und selbigen verfolgt; dem kann es nicht fehlen, daß er darinnen auch etwas Gediegenes leiste. Dieses nun ist der Fall bei dem Herrn Dr. Werner, bereits rühmlich bekannt durch sein Werk: „Das Ganze der Gymnastik“ und „Gymnastik für die weibliche Jugend.“

Es wird wohl — soviel dem Referent bekannt — keine Nation in der Welt ein Buch aufzuweisen vermögen, — wenn schon einzelne Theile aus der Gymnastik — welches das Ganze, so wie Herrn Dr. Werners Werk, umfaßte. Also auch hier hat wiederum ein Deutscher die Bahn eröffnet. —

Griechen und Römer hielten bekanntlich viel auf die Ausbildung des Körpers und suchten das Schöne mit

dem Nützlichen zu einen. Fabian von Auerwald beachtete bloß die Ringkunst und der wackere Arzt Hieronymus Mercurialis war der Erste, welcher sich in seiner Arte gymnastica damit beschäftigte, welchem nachher Mehrere folgten, welche man in dem erstgenannten Buche des Verfassers Seite 21 ausgezeichnet findet; allein alle diese Werke — so wenig sie auch immer zu verachten sind — beschäftigen sich nur mit einzelnen Theilen der Gymnastik. Allein Werner bleibt — soviel Referent erinnerlich — der Erste, welcher alle Theile der Gymnastik zusammenfaßte, und selbige im angeführten Buche vereint, zwar kurz, aber gründlich behandelte.

Bisher verbreitete sich mehr Theorie, als Praxis über diesen Gegenstand, mit Ausnahme dessen, was beinahe vor einem halben Jahrhundert der wackere Lenz, Gutsmuths, Beith u. a. in Schnepfenthal für einzelne Theile dieser Wissenschaft praktisch thaten; allein an eine weibliche Körperausbildung wurde immer wenig gedacht.

Der vortheilhafte Einfluß, welchen aber selbige auf die ganze übrige Epoche des Weibes hat, ist unverkennbar, indem selbiges — wenn gleich nicht zum Kriege und andern angreifenden Strapazen bestimmt, — doch eines ebenso gesunden und gestärkten Körpers, als der Mann bedarf, da dasselbe so manchen Beschwerden unterworfen ist, denen eine schwächliche Constitution unterliegen würde. Nicht bloß Tanzen, Singen und Fertigkeit auf diesem oder jenem Instrumente, vermögen allein den Frauen Reize zu verleihen, nein! sondern sich anständig zu betheuern, Anmuth in die im gewöhnlichen Leben so häufig vorkommenden Verrichtungen zu bringen, ist einnehmender, als jenes, und bei überkommender Gefahr nicht den Kopf zu verlieren nützlicher.

„Vergiß nicht den Grazien zu opfern!“ empfahl Sokrates einem seiner Schüler, und: „Verliere nicht die Geistesgegenwart, wenn Du in Gefahr kommst!“ rief Chiron seinem Achill zu.

Mit wahrer Sachkunde, in einem faßlichen, lichtvollen Styl, sind nun diese Wahrheiten von dem Verfasser vorgetragen worden, und bleibt daher nichts mehr zu wünschen übrig, als daß diese Sache immer mehr und

mehr beherzigt, dadurch die nützliche und wohlthätige Bemühung dieses wackern Mannes, wodurch er einem bisherigen Mangel abgeholfen und sich als ein Wohlthäter des Menschengeschlechts gezeigt hat, belohnt, und das, was jener Grieche in der Anthologie sagt:

„Kräft'ge den Körper, mein Freund; so kräftigst zugleich auch den Geist Du;
Denn ist die Hülle gesund, kränkelt gewiß nicht der Kern.“
bewahrheitet werde. X.

Das rothe Haus. Frei nach dem Französischen des Emile Souvestre, von Jul. Schoppe. 2 Theile. Altona, bei Hammerich. 1838.

Eine der ausgezeichnetsten Sammlungen von Novellen und Charakteristiken einzelner Menschen, Verhältnisse und Zustände liegt in diesem Werke vor uns, dem wir ohne Weiteres einen bedeutenden Platz in der neuern belletristischen Literatur Frankreichs einzuräumen nicht unterlassen können. Die glühende Fantasie des Verfassers, die mit durchdringender Schärfe ebenso in die kleinsten Fasern der geistigen und Gemüthswelt eingeht, als sie mit mikroskopischer Genauigkeit jede Nuance der Aeußerlichkeit zu fassen und herauszustellen weiß, ist wahrhaft bewundernswürdig zu nennen. Jedes gegebene Bild tritt feist, bestimmt, in brennenden Farben vor des Beschauers Auge, und die Gewalt des Genies erzwingt die Aufmerksamkeit des Lesers zu erhöhtem, fast leidenschaftlichem Interesse an der Psychologie dieser Novellen. Es möchte auch schwer zu bestimmen seyn, ob dieses Interesse sich mehr den Erzählungen, deren die beiden Bände 3 enthalten, oder den vermischten Aufsätzen im Bereich historisch-statistischer Beziehungen, eifriger zuzuwenden vermöge. Der Stoff der Novellen ist an und für sich einfach, die Situationen entwickeln sich langsam, man möchte sagen, unerwartet, leise, aber naturgetreu. So steigern sie sich allgemach in immer erhöhterer Kraft bis zu der durchaus tragischen Katastrophe. Es ist als ob einzelne zuckende Blitze, eine schwüle Gewitterluft und der fernherrollende Donner, die Nähe des heranziehenden Ungewitters dumpf verkünden wollten, bis dieses selbst losbricht, und alle Schauer des Entsetzens und der Trostlosigkeit den Culminationspunkt erreichen. — Die Bearbeitung ist sehr gut, der Styl fließend und rein; die Prägnanz und Kraft des Ausdrucks zeugen von dem Geiste, mit welchem der geehrte Bearbeiter an das Werk gegangen. Allein bei dem Reichthum unserer Sprache gegen die Armuth der französischen, wäre doch zu vermeiden gewesen, daß ein und dasselbe Wort zur Bezeichnung des nämlichen Begriffs, nicht so oft wiederzuzehren brauchte. So ist z. B. das Wort „Intelli-

genz“ wieder und immer wieder, oft in ganz kurzen Zwischenräumen angewendet, ebenso die „Chancen“, welche im Bereich weniger Zeilen dreimal kommen. Die Uebertragung eines Werkes verlangt freilich, daß der Bearbeiter sich völlig in die Natur des Originals versetze, jede Eigenthümlichkeit beachte und wiedergebe, sich selbst in das Total hinein denke und fühle. Doch dürfte manche nationale oder willkürliche Wendung der Sprache ohne Nachtheil für die Originalität des Werkes, in der Bearbeitung leicht acclimatisirt und dem deutschen Ohr zugänglicher gemacht werden können. So nimmt sich z. B. in dem Marine Chirurg, einer ganz vortrefflichen psychologisch merkwürdigen Schilderung, das Kind, wie Miß Fanny, die Geliebte Caunoy mehremale genannt wird, ganz sonderbar aus; die rührende Naivetät und Furchtsamkeit des Mädchens zu bezeichnen, macht sich das „enfant“ des französischen Autors ganz anders als die wörtliche Uebersetzung dieses Wortes in solcher Beziehung unsern deutschen Ohren erscheint. Doch wozu solche kleine unbedeutende Ausstellungen, wo so viel Gelungenes, Vortreffliches mit Recht zu rühmen ist, bei einiger Aufmerksamkeit fällt dergleichen künftig von selbst weg, dieß Werk aber wird sicher überall Eingang finden.

Die Ausstattung ist vorzüglich elegant, der Druck sehr schön.

Hessisches Album für Literatur und Kunst. Herausgegeben von Franz Dingelstedt. Mit Beiträgen von Benzel Sternau, H. König, Delfer, Schädel, Scheffer, Schulz u. A. Cassel, 1838. Verlag von J. J. Bohné.

Eine Anzahl theils poetischer, theils prosaischer Aufsätze, formirt dieses Album, von denen unleugbar den letzteren der Vorzug gebührt, zeugen gleich mehre der Gedichte von nicht gewöhnlichem Talent. Ganz vorzüglich haben wir die „Reliquie von einem Verschollenen“ gefunden, in welcher sich eine tiefe elegische Wehmuth, edle Einfachheit mit seelenvoller Innigkeit ausdrückt.

Einige der Novellen, namentlich „der Verlobungsschuß“ von H. König, der „Liebenbach bei Spangenberg“ von Dppelius, „der Knabe und die Engel“ von B. Schädel, laboriren an einer gewissen Mattigkeit die lethargisch wirkt. Auch ist nicht wohl zu begreifen, wie in der erstgenannten ein Autor wie H. König, dessen Ruf durch mehre gelungene Werke bereits gegründet ist, ein so mattes Opus produciren, ja, sich sogar Vernachlässigungen des Styls und äußerst un-

schöne Ausdrücke, wie sie sich hier nur zu häufig finden, erlauben mochte. Z. B. S. 33 „einige Frauen, die vorne lächelten und hinterwärts höhnelten —“!!! S. 36 „setzte Mathilde mit erblaffender Befangenheit hinzu“. Was ist das — eine erblaffende Befangenheit —?! Stoff und Entwicklung ist alltäglich und entschädigt keineswegs dafür.

Aber um so gelungener ist das „Bojarenleben“ von Heinrich Scheffer, dessen Schauplatz die Balachei, besonders Bukarest ist. Anziehende Situationen und eine lebendige, oft feurige Darstellung, zeugen von dem Talent des Verfassers, der diesen überaus interessanten Vorwurf zu wählen und zu gestalten verstand. Eine genaue Kenntniß der Lokalität, selbst der innern und äußern Verhältnisse jenes Landes, was gewissermaßen die Grenzlinie zwischen europäischer und orientalischer Sitte zieht, ist nicht zu verkennen und hätte ein ganz vollendetes Charakterbild zu liefern vermocht. Dem fehlt aber die Konsequenz der Durchführung. Der Verfasser scheint gegen den Ausgang zu ermatten und dieser ist so unbefriedigend und unzulänglich, als die Charaktere selbst in einer gewissen Unklarheit verschwimmen und kein einziger konsequent durchgeführt, ein lebendiges kraftvolles Bild giebt. Auch die Sprache zeigt hin und wieder Nachlässigkeiten, die bei dem entschiedenen Talent des Verfassers leicht zu vermeiden waren. —

Zwei Schwestern und der Einsame, Novelle vom Herausgeber, ist gleichfalls eine beachtenswerthe Arbeit. Durch die kunstgemäße Verschlingung sich anziehender und widerstrebender Elemente, entwickeln sich, psychologisch merkwürdig, in den aufgestellten Hauptpersonen so schroffe, fürchterliche Dissonanzen, daß mit deren Lösung das Glück und die Ruhe mehrerer trefflicher Menschen, an dem zur unrichtigen Zeit Schweigen und Reden der unglücklichen Schuldbewußten, rettungslos dahin stirbt. Der Schluß ist in der menschlichen Natur begründet, kurz aber ergreifend, unsre Zeit liebt das und wird diese Novelle nicht ohne Interesse lesen. — Druck und Papier ist schön.

Isidor.

Die Geschichte von dem spanischen Baumeister und vom Leim und der Mariandl. Zwei Erzählungen von G. Reinhold. Stuttgart, Inde und Krauß. 1837. H. 8.

Zwei anspruchslose Kleinigkeiten, von denen in Wahrheit auch nur die letzte uns einigermaßen angesprochen hat. Die erste Püce ist, wie schon der Titel besagt, eine spanische Künstlergeschichte, und zwar in

sofern in der beliebten Art der Gegenwart, als sie mit dem geräuschvollen Tode des Helden endigt. Wie der Verfasser selbst gesteht, gab ihm das vielberühmte österreichische Theaterstück „Lumpaci Bagabundus“ die Idee zu seiner zweiten Erzählung, die deshalb auch auf dem lustigen Boden Wien's ihre Rollen spielt.

Käme darin, dem tumultuösen Vorbilde adäquat, nicht so viel Geräusch, toller Jubel, Mondschein und ein schlechtes Schneidersubjekt, Namens Zwirn vor, das immerdar in recht burlesker Weise rumort; so möchte man die ganze Erzählung füglich ein Stilleben nennen, wobei viel Münchener Bier getrunken und des realen Guten überhaupt in Fülle genossen wird.

Nachdem sein bisheriger Liebesunster, der leichtfüßige Zwirn, durch den Hang seines Vaters zum Mysticismus — in dessen Folge er dem Clerus sein gesamtes Vermögen vermachte — enterbt worden, erhält nach gleichzeitigem Ablauf einiger anderer abenteuerlicher Vorfälle, dem einzigen Gewürze von Erzählungen dieser Art, der Leim seine Mariandl und mit dieser fröhlichen Katastrophe endet die sanguinische Geschichte.

Den Charakteren wußte der Verfasser eine gewisse plastische Rundung zu geben, auch die Sprache ist gewandt, nur tritt je zuweilen eine ermüdende triviale Schwachhaftigkeit mit der Virtuosität einer berliner Obsthändlerin hervor, die den gebildeten Leser wahrhaft indigniren kann. Das Buch integrirt daher der bessern Hälfte der Küchenliteratur, Köchinnen und Leute ihres Genre's, werden sich daraus manches wahrhafte Vergnügen erholen. Die Ausstattung des Buches ist diesem letztern Zwecke angemessen, rohes Papier und ein enger Druck machen die Püce zu einer wohlfeilen.

Genzianen von P. Kurz. Stuttgart, bei Karl Erhard. 1837.

Familien- und Studentengeschichten, Federproben einer langweiligen Phantasie, die sich zum Pietismus hinneigt. Diese Erzählungen rangiren wir billig unter die zweite Rubrik der Küchenliteratur, dort werden sie ihre Mission erfüllen.

Das Buch ist gleichzeitig dick und schmal, wie die schwäbische Alp, der es seinen Ursprung wohl größtentheils verdankt, denn das Terrain der meisten Erzählungen bilden jene Berge. Der Herr Verleger, aus dessen Dsffizin man nur Ausgezeichnetes hervorgehen zu sehen gewohnt ist, wird sich nachgehends schwerlich über den Verlag dieses Buches Rechenschaft zu geben vermögen. Die Ausstattung ist sehr anständig.

Oberdeutsche Staaten und Stämme, von Gustav Schlesier. Stuttgart, J. Scheible's Buchhandlung. gr. 8 431 S. 1836.

Das Bestreben jedwedes Deutschen, die Zustände des Gesamt Vaterlandes in so richtiger Weise als möglich kennen zu lernen, um aus solcher Untersuchung vielleicht Resultate vortheilhaften Gewinnes für die Anschauungsweise und Bestrebungen der Nationen aufzustellen, ist, wo und in welcher Gestalt es sich immer offenbaren möge, gewiß lobenswerth.

Wenn man vielleicht mit Hinsicht auf den Verfasser des gegenwärtigen Buches — das, in seinem einzelnen Titel abgeschlossen, gleichwohl der einstweilige Voriäuser weiterer „deutschen Studien“ seyn soll — unsere ausgesprochene Ansicht auch dahin modifiziren möchte, daß jenes Bestreben nur dann als wahrhaft fruchtbringend resultiren könne, wenn in dem Forscher vaterländischer Zustände nebst allen zu dieser Aufgabe erforderlichen Eigenschaften der Wissenschaft, zugleich eine Summe von, in einer hellen und höhern, aber auch vieljährigen Weltanschauung wurzelnden Erfahrungen sich verbänden — so könnten wir zwar solch' einer Modification nichts Stichhaltiges entgegensetzen, wenn wir nicht das Buch selbst zur Entschuldigung entgegenzuhalten vermöchten.

Herr Schlesier hat zur Construction des vorliegenden Buches wirklich viele Studien gemacht, er hat die eigenen deutschen Zustände im Allgemeinen, dann die besondern der auf dem Titel genannten Staaten, nach den besten Quellen zu erforschen und zu würdigen gesucht und gleicherweise, zur Deduction der geeigneten Analogieen, sich für die Kenntnißnahme der Zustände anderer, in der politischen Bildung präponderirender Staaten, die besten Mittel verschafft.

Nur gegen die Willkührlichkeit und Einseitigkeit des Standpunktes, wider des Verfassers eigenthümliche und seltsame Rangirung der nationalen Qualitäten der Oberdeutschen und die nicht selten enggeistige Auffassung der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten des süddeutschen Volkes in seinen Sitten und Bestrebungen, ließe sich gar manches Begründete einwenden, wozu aber der gegenwärtige Ort uns ungeeignet erscheint. Doch wurden theilweise von andern, und vorzugsweise in die Politik einschlagenden Organen der deutschen Presse jene Irrthümer, Einseitigkeiten und Mängel hinreichend aufgedeckt, so daß sonach das Buch, in jener Hinsicht, nicht wieder selbst Irrthümer erzeugen kann.

Im Ganzen ist es das Resultat lobenswürdiger

Studien, deren Ausdehnung auf die mittel- und niederdeutschen Stämme Deutschlands nur erfreulich seyn kann. —

Die rühmlich bekannte Verlags-Handlung hat das Buch sehr ehrenhaft und empfehlend ausgestattet.

Dr. G. Bacherer.

Streifereien in Ostindien, nebst einer Wanderung über die Himalaya-Gebirge, zu den Quellen des Ganges und der Jumna. Von Major Thomas Skinner. Aus dem Englischen von Dr. F. Steger. 2 Bänden. Leipzig bei Theodor Fischer. 1837.

Skinner ist in seinen Qualificationen als Reisender, fast als ein Zwillingbruder des Fürsten Pückler zu betrachten. Hier wie dort die scharfe Auffassungsgabe, die geistreiche Darstellung des Angesehenen, der unverwundliche Humor bei widerwärtigen Ereignissen, aber auch das nämliche Sich gehen lassen, die geringen Ergebnisse für die Wissenschaft, bei Bereisung höchst interessanter Länderstrecken. Beide haben Recht, wenn sie sagen, daß, da die Reise, auf der sie sich befinden, eben keine zum Nutzen dieser oder jener Wissenschaft unternommene sey, Niemand dergleichen Ausbeute erwarten müsse, aber man bedauert dennoch unwillkürlich die ungenützt vorübergehende schöne Gelegenheit, wo solche zu machen gewesen wäre. Besonders ist dieß bei Skinner's Reisen der Fall. Noch nie drang ein Europäer so weit wie er, in das, in seinem Innern noch fast gänzlich unbekanntes, Himalaya-Gebirge ein, noch nie ward der Lauf der Jumna oder des Ganges, von einem solchen so weit verfolgt, noch nie ward das Gebiet von Nepaul von irgend Jemand so nach mehreren Richtungen durchkreuzt, und Alles was wir über diese so interessanten Punkte erhalten, sind — Plaudereien, wenn auch angenehme, und größtentheils geistreiche. — Wenn wir indeß unser Bedauern daß die vorliegende Reise für die Naturwissenschaften nicht gebiegenere Ausbeute geliefert, ausdrücken, so gestehen wir dagegen gern ein, daß, vermöge der natürlichen Wissbegierde des Verfassers so wie des Humors, der ihn unaufhörlich antrieb, sich unter die Eingebornen zu mischen, und mit ihnen auf die mannigfaltigste und ergößlichste Weise zu verkehren, die Ethnographie im engeren Sinne, besser wegkam. Ueber das Leben der Hindus — vorzüglich aber der Ghorlas und der Nepalesen — theilt er viele interessante Bemerkungen mit. Eine Menge einzelner Züge, betreffen die Kastenvorurtheile der erstern. „Ein Freund von mir — erzählt der Verfasser — machte einmal einem Bekannten, der sich auf einem Schiffe befand, das draußen vor den Sand-

bänken lag, einen Besuch und nahm seinen Sirdar, einen sehr eifrigen Hindu, mit sich. Kaum waren sie am Bord des Schiffes, so trat das schlechteste Wetter ein, und sie konnten daher das Fahrzeug nicht verlassen. Da ihre Absicht gewesen war, nur wenige Stunden zu bleiben, so hatte der Diener keine Lebensmittel mit sich genommen. Nichts konnte ihn jedoch dazu bewegen, am Bord des Schiffes auch nur einen Bissen zu berühren, oder einen Tropfen Wasser zu trinken. Der Sturm hielt mehrere Tage an und er verhungerte fast. Die See ging zu hoch, als daß man einen Fisch hätte fangen können, das einzige Nahrungsmittel das ihm nicht verboten war. Zuletzt ließ der Sturm nach, und man fing einen Fisch. Mit der ganzen Gutmüthigkeit eines Seemanns, lief ein Midschlipman damit auf den Hindu zu. Aber ach, seine Berührung hatte das Thier besleckt, und der Hindu wies es zurück. Selbst wenn diese Schwierigkeit überwunden worden wäre, hätte der Sirdar den Fisch nicht essen dürfen, da er ihn nicht selbst kochen konnte. Man mußte ihn daher, in Folge seiner Hartnäckigkeit dem Tode überlassen; zum Glück konnte aber, bevor er gestorben war, sein Herr das Schiff verlassen, und nahm ihn sterbenskrank mit nach Calcutta."

Wir haben diesen Zug, dergleichen es in dem Werke eine große Menge giebt, ausgehoben, um dem Leser zu zeigen, was er hauptsächlich zu erwarten habe. Als für den Zoologen bemerkenswerth, führen wir noch an, daß dem Reisenden von den Gebirgsbewohnern in Nepaul, die Gewißheit der Existenz des Einhorn versichert wurde, und daß er nicht nur eine Nacht auf dem Anstand zubrachte, um eines zu erlegen, sondern dabei auch ein Thier bemerkte welches sein Begleiter als ein Einhorn bezeichnete, aber leider nicht zu Schusse kam. Skinner meint, daß es ein Glenn — dergleichen es dort geben soll — gewesen seyn könne; wahrscheinlicher ist es, daß die Eingebornen die große Gazellenart, das Nilghau, gemeint haben. — Schlußlich empfehlen wir das unterhaltende Buch.

E. v. Wachsman n.

Brüssel und Paris, von Eduard Beurmann.

Zwei Bändchen. (226 und 267 S. kl. 8.) Leipzig, bei Theod. Fischer. 1837.

Wenn Hauptstädte gleichsam die Köpfe der Staatskörper sind, aus deren Antlitz und Schädel ein politischer Savater und Gall die Beschaffenheit des ganzen Staats- und Volkswesens zu auguriren vermag, so hat Herr Beurmann in seinem Brüssel und Paris dargethan, daß er sich auf diese politische Physiognomie und Phrenologie vollkommen versteht. Denn er weiß in seine localen

Skizzen so viel allgemeine Ideen zu verweben und so bedeutende Folgerungen daraus zu ziehen, daß wir ein anschauliches Bild des generellen socialen Zustandes von Belgien und Frankreich erhalten.

Die Beschreibung von Brüssel geht von S. 1 bis 146 des ersten Bandes, wogegen die von Paris, wie billig, den Rest des ersten, so wie den ganzen zweiten Band einnimmt. Auch soll letztere damit noch nicht beschlossn seyn, wie der Verfasser in seinem Vorwort erklärt, sondern Fortsetzungen erhalten, wenn anders die gegenwärtigen Mittheilungen Interesse erregen dürften. Daß dieses gewiß der Fall seyn wird, läßt sich nicht bezweifeln, und es ist daher zu wünschen, daß Herr Beurmann sein Versprechen recht bald erfüllen möge.

Fassen wir alle über Brüssel gegebene Details zusammen, so möchten sich folgende allgemeine Resultate daraus ziehen lassen. Belgien hat seine politische Selbstständigkeit errungen, aber es ist noch weit davon entfernt, eine nationale zu besitzen. Ein unabhängiges Land mit seiner Regierung bildet zwar einen Staat, aber noch kein Volk. Ueberall frappirt uns in Brüssel der bizarre Contrast von nachgeahmter französischer Cultur und von flamändischem Grundstoff. Eine der nachtheiligsten Folgen dieser Duplicität ist der Mangel einer Nationalsprache. Zwar redet das Volk der niedern Klassen sein Flamändisch, aber in allen gebildeten Kreisen hört man bloß das Französische. In den Theatern, in den Gerichtshöfen, in der Deputirtenkammer, überall dominirt das französische Idiom.

Der Verfasser selbst ist auch der Meinung, daß das Flamändische ein so roher, unbildungsamer, verachteter Dialect sey, daß den Belgiern nichts Besseres zu thun übrig bleibe, als das Französische zur Nationalsprache zu erheben.

Im 3ten und 6ten Kapitel erhalten wir eine lichtvolle Uebersicht der verschiedenen politischen Parteien und der Tendenzen der Regierung. Merkwürdig ist hierbei besonders folgende Stelle:

„Aufklärung, Civilisation, diese Aufgabe hat sich in der That die belgische Regierung gestellt, aber um zu Resultaten zu gelangen, bedürfte sie vorerst der Emanzipation des Unterrichts von der Geistlichkeit und einer kräftigen Unterstützung des Adels und der Bürger. Aber jener, der seine Herrlichkeit auf mittelalterliche Principien stützt, schließt sich ihr nur zum Theil an, und diese sind durch hundert Interessen zersplittert. Die Regierung hat somit nicht viel mehr als den besten Willen, aber keine Anlehnungspunkte.“

Diese und ähnliche geistvolle politische Betrachtun-

gen, wechseln mit lebendigen Schilderungen des bürgerlichen Verkehrs, der Industrie, der Kunstwerke, besonders der architektonischen, der Theater, der öffentlichen Feste und des Cultus.

Wenn uns schon die Beschreibung von Brüssel durch angenehmen Wechsel und Frische der Darstellung, so wie durch Scharfsinn und Tiefe der Bemerkungen anzog, so war dieß bei der von Paris noch im höhern Grade der Fall. Sehr charakteristisch ist sogleich die erste Skizze, welche „die Pariser“ überschrieben ist.

„Man kann nicht wohl von einem eigenthümlich ausgeprägten Charakter der Pariser sprechen, sagt der Verfasser, Paris ist der Sammelplatz von Frankreich, das Mekka der Provinz. — Diese ewige Beweglichkeit der Hauptstadt hat sie gegen jeden stereotypen, langweiligen Charakter geschützt. Paris ist in der That Frankreich; denn Frankreich ist im steten Durchzuge durch Paris, und seine Größen finden dort ihr endliches Facit im Leben, wie im Tode. Der Grundcharakter des Parisers ist der des Franzosen. — Die großartigen Eindrücke, die dem Pariser von allen Seiten zufließen, diese ewige Regsamkeit alles dessen, was Frankreich an Intelligenz und Genie besitzt, um ihn herum, können freilich nicht ohne Resultate seyn; sie dienen dazu, die Hauptstadt zu einem Perpetuum mobile der Thätigkeit zu machen. Alle Kräfte des Wissens und der Industrie concentriren sich in dieser großen Werkstatt der Civilisation, ihre Wirkungen müssen sich auf ganz Paris erstrecken. Und dieß ist es eben, was sich vorzugsweise am Pariser herausheben läßt: ein stetes Leben. Das Wort Behaglichkeit kennt er eigentlich nicht; zum Schlemmen hat er kaum Zeit, denn er steht unaufhörlich in geistigen Beziehungen, er schöpft an der Quelle der Intelligenz und der Tagesinteressen. Die Welt bricht sich an Paris, wie sollten da nicht die ringsum sprühenden Staubtropfen der Brandung jeden Einzelnen treffen!“

In einer Reihe von lebendig bewegten Dioramen zeigt uns der Verfasser den großen Bazar des Palais royal, des théâtre français mit seinen mimischen Celebritäten, den Kirchhof des père Lachaise mit seiner versteinerten Weltgeschichte, die Aufrichtung des Obelisken von Luxor, die Oper in der académie royale, die Salpatrière, Bicêtre, das val de Grâce und das Hotel der Invaliden. —

Trefflich gezeichnet sind die öffentlichen Charaktere, die uns im 18ten, 19ten und 20sten Kapitel vorgeführt werden; Guizot, Thiers, Casimir Périer, Lassitte, Dupin der ältere, Odilon Barrot und Mauguin, wandeln bedeutsam an uns vorüber. (S. 63—113.) Mit

großer Vollständigkeit und Klarheit ist die Materie der Journalistik, besonders der politischen behandelt worden, und mit Recht; denn wenn Frankreich von Paris geleitet wird, so tanzt Paris selbst nach den Pfeifen und Trommeln der großen und kleinen Zeitschriften und Flugblätter. „Die französische Journalistik,“ sagt der Verfasser S. 190 des 2ten Bandes, „ist eine Macht, mit der man unterhandeln, oder die man besiegen muß; sie hat eine Selbstständigkeit, über die nur sie allein zu disponiren hat.“

Indem wir hiermit die Anzeige dieses interessanten Werkes beschließen, empfehlen wir dasselbe dem gebildeten Publikum als eine geistreiche, unterrichtende und angenehm unterhaltende Lectüre. —

Ernst von Brunnow.

Gedichte von Anastasius Grün. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1837. S. 341.

Gewiß wird mancher Leser dieser Zeilen bei dem Namen Anastasius Grün — sich auch seiner „Blätter der Liebe“ erinnern, Grüns erste Gedichtsammlung, die in München bei Frankh 1830 erschienen. Jene Blätter waren ein dünnes Bändchen; nun haben wir es mit einem Bande zu thun, in welchem wir auch die meisten Poesien aus der früheren Collection treffen. Welch ein Reichthum von herrlichen Gedichten! Welch ein Reichthum an Fantasie! welche Fülle von Ideen!

Grün ist ein Lyriker, der seinen Poesien so feine, so zarte, so sinnige Pointen zu geben versteht, wie neben ihm kein zweiter deutscher Dichter. Wenn er dann ein Thema verfolgt und verarbeitet, so ist er in der Profession des Effectes so geschickt, versteht die Stufen des Gefühles so reich und doch ökonomisch zu bauen, daß seine Gedichte zugleich die wirkungsreichsten sind, allein sie setzen sämmtlich Leser von Geist voraus; denn die gewöhnlichen Leihbibliothekengönner werden gewiß die Hälfte der Grünischen Dichtungen nicht verstehn. Grün klimmt auf seiner Gedankenleiter bis in den Himmel und sinkt in der Glocke der Ideen bis in das tiefste Meer hinab. Kühn ist er auch und neu in Bild und Wort, frappant in seiner Spruchweise und neben dem ungeheuren Fond von Gemüthsfülle und Gemüthstiefe auch ein — Humorist, wie unendlich fein und zart aber, wie naïv dann und lieblich, wie makellos und schuldblos schön! man lese z. B. die Gedichte „der treue Freund,“ „Wanderer und Vogel.“ — Eine heilige Unschuld weht aus diesen Gesängen; man hängt an der Lectüre dieser Gedichte, wie an dem Munde des geliebten Mädchens, tausend Frühlinge blühen in diesen Blättern, auf jedem

Blatte sehn wir des Dichters edles, offenes Herz, laut pochend für's Wahre, Gute und Schöne! Ich glaube, man liest in all' diesen Gedichten zugleich Fragmente aus der Biographie ihres Schöpfers, jedes Bruchstück eine kostbare Juwelle!!

Grün theilt seine Gedichte ein in 1) die Blätter der Liebe. 2) Ein Friedhofskranz. 3) Lieder aus dem Gebirge. 4) Erinnerungen an Adria. 5) Lieder aus Italien. 6) Vermischte Gedichte. 7) Romanzen. Ein Prolog eröffnet und eine Art Epilog schließt das Werk. Ich will dem einen Preis darauf setzen, wer im Stande ist, mir das schönste der in dieser Sammlung enthaltenen Gedichte hervorzufinden. Ich wage es nicht hier zu suchen, denn jegliches und Alles ist gleichschön. Demnach bin ich wieder in der traurigen Lage, nichts mittheilen zu können.

Grüns Geliebte, mit welcher er so gern scherzt und kost, ist die Rose, dieser begegnen wir fast in jedem Gedichtchen, in hundert Farbennuancen, sein Dichterorden ist die Rose, er ihr liebenswürdigster Ritter. Man möchte glauben, daß solch eine präponderirende Neigung zu einem Bilde den Leser endlich ermüdet, doch man irrt. Man lese! — Und das ist der allmähliche Zauber der wahren Poesie, daß sie in tausend Variationen ein Blatt, einen Stern, ein Stückchen Himmelblau neu zu fassen vermag, daß sie in dem kleinsten Theile der unerschöpflich-neuen Natur auch immer und ewig unerschöpflich-neu nachbilden könne; denn der wahre Dichter lernt nur die Sprache der Natur und sein Dictionaire ist das aufgeschlagene Buch der Welt, und Blume, Strauch und Baum die lebendigen Chiffren!

So ist Grün, diese Perle der deutschen, österreichischen Dichter!
Rudolf H. —

Neue Auflagen.

G. F. Sellerts sämtliche Fabeln und Erzählungen, in 3 Büchern. Bignetten von G. Osterwald. Neueste Original-Ausgabe. Leipzig, Hahn'sche Verlags-Buchhandlung. 1838. gr. 8. 138 Doppel-Seiten.

Ewig jung bleibt dieses herrliche Werk! Leset es nur noch einmal und immer wieder, und ihr werdet immer neue Schönheiten daran entdecken. Giebt es doch so viele dieser Fabeln und Erzählungen, die noch eben so treffend und schlagend für die gegenwärtige Zeit passen, als ob sie vor vier Wochen, statt vor länger als Jahren gedichtet worden wären. Ja, manche scheinen in den neuesten Zeiten erst recht ihre Beziehung und unmittelbare Bedeutung erhalten zu haben, so daß man beim Eintritt mancher Begebenheit recht eigentlich ausrufen könnte: lupus in fabula. Die Verlags-handlung erwarb sich also ein wahres Verdienst, indem sie diese Sammlung uns wieder in einer neuen Ausgabe vorführte, aber sie erwarb sich ein noch größeres durch die wahrhaft geistreiche und ächt humoristische Ausschmückung welche sie ihnen durch die Osterwald'schen Bignetten hinzufügte. Trefflich, tief und selbstschöpferisch ist dieser ausgezeichnete Künstler in den Geist seines vorliegenden Dichters eingedrungen, und hat ihn durch seine gelungensten Holzschnitte aufs Zweckmäßigste commentirt. Schon der Titel führt als vielversprechende Vorhalle humoristisch in diese reiche Schatzkammer von Wisz und Laune. Was ist charakteristischer als diese Bignette zu der Geschichte von dem Hute? Und wie stellt sich zugleich der Ehr-, Lehr-, Nähr- und Wehrstand darin dar. Darauf der Tanzbär. Wie ausdrucksvoll diese Bärenphysiognomien. Ein ächt hogart'sches Genrebild liefert ferner der Hund. Nichts komischer als diese Kur an dem armen kranken Phylax. Das Gespenst giebt eine noch jetzt bei vielen Dichtern heilsam anwendbare Lehre. Und der Bettler, wie gemein und wie keck! Doch wir müßten selbst einen artistischen Commentar schreiben, wollten wir jede dieser kleinen und großen Illustrationen in ihrer genialen Eigenthümlichkeit bezeichnen, denn besonders in den ersten Büchern ist selten eine Fabel ohne dergleichen gelassen, ja selbst als Cul de lampe, wie es die Franzosen nicht eben allzuzart nennen, ist im Schlusse des ersten Buchs gleichsam ein Verzierungsschweif beigelegt, der allein einen ganzen komischen Aufzug von zahllosen Figuren enthält. Vielleicht vergönnt es uns die Verlags-handlung des ehesten, einige dieser vortrefflichen Bignetten in diesen Blättern, als eine Probe abdrucken zu lassen, welche die vollste Aufmerksamkeit aller Leser auf diese werthvolle Auflage ziehen wird.

J. H. Sell.

Erwiderung an Herrn Victor Lenz.

Paris, im Januar 1838.

So eben lese ich in dem Literaturblatte der Abendzeitung, Nr. 98, Jahrgang 1837, unter dem Titel „Bornstedt's Basreliefs“ einen, Victor Lenz unterzeichneten, Aufsatz, welchen ich unmöglich unbeantwortet lassen kann.

Dem Kritiker steht es allerdings frei jede literarische Erscheinung so streng als möglich zu beurtheilen, selbst Mißdeutung oder parteiische Geringschätzung muß sich der Schriftsteller gefallen lassen, wenn anders diese sich auf das Gebiet seiner literarischen Thätigkeit beschränken; eine unzeitige Hineinmischung der Persönlichkeit muß jedoch selbst unbedingt verworfen werden.

Wie sehr mußte ich also erstaunen anstatt über mein Buch, Sie über mein Ich und zwar in einer spielenden, scherzhaften Manier urtheilen zu hören, welche nur dazu dienen kann, mich von einer frivolen Seite zu schildern und mir also einen Standpunkt anzuweisen, gegen welchen ich auf das Nachdrücklichste protestiren muß.

Meine Wirksamkeit bei einer geistigen und materiellen Allianz der französischen und deutschen Elemente thätig zu seyn, spricht sich in allen meinen Arbeiten aus. Ich lebe seit Jahren nur dieser humanen, zeitgemäßen und vermittelnden Idee.

Ich habe für Sie gesprochen, geschrieben und gehandelt, weil ich Sie verfolgt und aus dem Vaterlande ausgeschlossen sah, nie aber haben wir uns gegenseitig unsre vielfach verschiedenen und oft divergirenden Ansichten verhehlt.

Meine Antwort, als Sie mir die Uebernahme einer Redaktionsthätigkeit bei der Carlsruher Allgemeinen Staatszeitung anzeigten, mag als Beleg hierzu dienen.

Ich schrieb Ihnen nämlich am 26sten October wörtlich folgendes: „Hassen Sie das Schlechte der Exaltation, bleiben Sie aber stets dem vernünftigen Fortschritte getreu, der Verstand läuft Ihnen oft auf den Weinen der Leidenschaftlichkeit dahin.“

Sie müssen sich nie zu absolutistischen Extremen hinreißen lassen, weil Sie den Sansculottismus so schmutzig in Paris gesehen. Greifen Sie nie den armen, unterdrückten Juden an, aber die jüdischen Pharisäer, die Exploitations-Menschen. Hauen Sie auf den nüchternen Menzel ein, tadeln Sie aber die Arroganz, welche sich exclusiv junges Deutschland nennt, nur mäßig, weil die Regierungen da schon eingriffen. Bringen Sie Leben und Sprossen in Ihr Blatt: einen milden, läuternden, menschenfreundlichen Monarchismus, nie Ultraroyalismus.

Greifen Sie Frankreich nicht so allgemein an, Sie schaden dadurch Ihrem Einflusse. Tadeln Sie was zu tadeln, loben Sie was zu loben ist.

Sie sind ein zu gewandter Schriftsteller und zu fertiger Journalist, um nicht, trotz der hindernden Verhältnisse, eine gute Stellung zu erlangen.“

Ich habe diese Zeilen hier angeführt um das Verhältniß anzudeuten in welchem ich zu Ihnen stehe. Wenn Sie diesen Brief mit mannichfachen Umänderungen, vielleicht gezwungenen, ohne mein Wissen in Nr. 56 der Staatszeitung abdruckten, so hätte ich schon deshalb Ursache mich bei Ihnen zu beschweren.

Wenn ferner Ihre Absicht gewesen ist, wie ich keinen Augenblick zweifle, mir durch Ihr oft zu splendides Lob in dem Literaturblatte der Abendzeitung zu nützen, so befürchte ich, Sie haben das Gegentheil bewirkt, denn es giebt eine Art von Lob, welche schlimmer ist als Tadel.

Sie behaupten auch in Ihrem Aufsatz: ich gehöre wie Sie, zu den Unzufriedenen mit der deutschen Kritik und beklage mich über eine angebliche Nichtbeachtung meiner literarischen Erzeugnisse. Nie ist mir dieses in den Sinn gekommen und ich kann nicht begreifen zu welchem Behufe Sie mich mit Ihnen in eine Art geistige Siameseinschaft zwingen, welche uns beiderseits nicht angenehm seyn kann, denn Jedermann ist gern so viel als möglich selbstständig.

Erst seit 1835 als Schriftsteller und zwar mit sehr anspruchlosen Tagebuchblättern aufgetreten, bin ich seitdem überall mit Nachsicht, oft mit wahrer Theilnahme und Aufmunterung beurtheilt worden. Mehr kann ich nach dem was ich bis jetzt an Vorarbeiten leistete, nicht verlangen.

Nie hat man gegen mich pasquillirt und was persönliche Feindschaften anbetrifft, so haben meine Gegner und Neider es nie gewagt anders als anonym oder in hinterrückgelagerten Privatklatschereien gegen mich zu manoeuvriren.

Wenn Sie meine Geburt als Preuze und zur Verstärkung als Berliner, wegen einer angeblich dort herrschenden Dissimulirungsart erwähnen, so rechne ich es mir für Ehre einer so intelligenten Nation wie der Preussischen anzugehören, übrigens bin ich nicht in Berlin, sondern in einem kleinen Orte der Altmark geboren.

Sie erwähnen endlich auch: Viele nennen Bornstedt den Ritter von der traurigen Gestalt, ich aber den von der fröhlichen u. s. w. u. s. w. Niemals hat es Jemand versucht ein Prädikat der Art weder literarisch noch persönlich mir gegenüber auszusprechen, da ich jederzeit bereit gewesen bin solchen Tadheiten züchtigend entgegen zu treten.

Ich gehöre übrigens nicht zu denen, welche mit Ihrem Ruthe in den Journalen Kokettiren, ihre Ausforderungen in alle Welt posaunen lassen, au fond aber die lebenswürdigsten Hasen von der Welt sind: denn ich brauche diese Charlatanerie nicht. Schließlich spreche ich übrigens den Wunsch aus, die deutsche Journalistik möge mit dem neuen Jahre die Persönlichkeiten immer mehr vermeiden und sich den würdigen Ton aneignen, der leider oft noch gar zu sehr ein idealischer Wunsch bleibt!

A. von Bornstedt.

Der Lyriker Saphir:

so und nicht anders muß in Nr. 6, Seite 34, Spalte 1, Zeile 11 dieser Blätter gelesen werden, so wie dort auch von dem Fond seiner Lyrik, Seite 33, Spalte 2, Zeile 3 v. u., die Rede ist. Eine kleine Reise hinderte mich an eigner Correctur dieses Blattes, und da haben sich denn zwei — fast ungläubliche Druckfehler eingeschlichen, die dem Setzer und substituirtten Corrector lange auf dem Herzen brennen müssen.

Ih. Hell.